

Berlin und das Berlinische – von Mannheim aus gesehen*

Wer in diesen Tagen die Schaufenster einer Mannheimer Bäckerei-kette betrachtete, stieß auf ein großes Schild mit dem Text: »Hurrah, die stadtbekannten Berliner sind wieder da«. Und wer in diesem Jahr den Mannheimer Morgen regelmäßig gelesen hat, könnte meinen, die Backwarenreklame bezöge sich auf den dort mehrfach besprochenen IDS-Zuwachs aus der fernen Hauptstadt. Sogar die Bundesanstalt für Arbeit erlaubte sich im Oktoberheft (1992) ihrer Zeitschrift »UNI – Perspektiven für Beruf und Arbeitsmarkt« die Überschrift »Es berlinert in Mannheim« und dachte dabei tatsächlich an das IDS. Wir wissen es natürlich besser – in Mannheim wird keineswegs schon berlinert, und wir müssen deshalb eine Begründung dafür suchen, hier am Tag der offenen Tür des IDS nicht übers Mannheimerische, sondern übers Berlinische und die Sprachprobleme der Hauptstadt zu sprechen.

Ich will gar nicht darum herumreden. Ich meine, daß die Sprachprobleme der Regionen und der großen Städte Deutschlands einander in wichtigen Punkten so ähneln, daß die Erfahrungen, die Sorgen und die Lösungen der einen immer auch Erfahrungen, Sorgen und Lösungen der anderen berühren.

Friedrich Daniel Bassermann, zuerst Anreger, dann Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung, im Privatleben Mannheimer Bürger, Drogeriebesitzer und Buchhändler, erhielt im November 1848 durch das Paulskirchenparlament den Auftrag, die Berliner Verhältnisse zu studieren, weil man dem preußischen König die deutsche Kaiserkrone anbieten wollte, in Berlin aber durch einen Regierungswechsel und den Versuch der Ausschaltung der preußischen Nationalversammlung eine politische Krisensituation entstanden war. Bassermann berichtete am 18. November 1848 im Frankfurter Parlament über seinen Berlinbesuch: »Spät kam ich an, durchwanderte aber noch die Straßen und muß gestehen, daß mich die Bevölkerung ... erschreckte. Ich sah hier Gestalten die Straßen bevölkern, die ich nicht schildern will« (Georg Büchmann, Geflügelte Worte, Berlin ³¹1964, S. 698).

Die »Bassermannschen Gestalten«, die sich jeder Schilderung entzogen, wurden zum geflügelten Wort, und die Berliner haben sich durch dieses Mannheimer Aperçu damals getroffen gefühlt. Berlin, die Berliner und das Berlinische haben aber eigentlich immer die Kunst beherrscht, ihre Landsleute aus anderen Ecken Deutschlands zu irritieren oder auch zu erschrecken. Wenn diese Landsleute dann – wie Friedrich Daniel Bassermann – ihre ersten Eindrücke nicht schilderten, haben die Berliner in der Regel noch Glück gehabt.

Wilhelm Grimm, der 1840/41 noch voller Bedenken seine Übersiedlung nach Berlin betrieben hatte, schrieb nach einigen Jahren der Eingewöhnung:

»Über Berlin herrschen auswärts ungünstige urtheile genug, die man, wenn man einheimisch wird, grosentheils ungegründet findet« (19. 5. 1851 an Karl Weigand – Briefe der Brüder Grimm an hessische Freunde, hrsg. von E. Stengel, Marburg 1886, S. 331) und: »die Stadt ist anders als man sie in süddeutschland auszumalen pflegt« (30. 12. 1857, ebd., S. 345). Skeptischer und irgendwie aktueller äußerte sich im frühen Kaiserreich Friedrich Engels: »Ich freue mich, daß es diesem Unglücksnest [= Berlin] endlich gelingt, Weltstadt zu werden ... Vergiften Sie alle gebildeten Berliner ... und bauen Sie das ganze Nest von oben bis unten um, dann kann vielleicht noch was Anständiges draus werden. Solange aber der Dialekt da gesprochen wird, schwerlich« (1885 an Minna Kautsky, Marx/Engels, Werke, Bd. 36, Berlin 1967, S. 393).

Den Umbau des kaiserlichen Berlins, der bis heute anhält, nachhaltig gefördert durch Kriege, Stadtplaner und Politiker, können Mannheimer recht gut beurteilen. Ihr Wasserturm und die Fassade des Reichstags stammen vom gleichen Architekten, wobei die Mannheimer wohl den besseren Teil erwählt haben.

Friedrich Engels liefert uns die Stichwörter: Entwicklung zur »Weltstadt« und »der Dialekt«.

Ein Stück Berliner Geschichte

Es begann im 12. Jahrhundert. Vor der Stadtgründung lebten an den Wasserläufen und Sümpfen, in den Wäldern und auf Rodungen in Brandenburg überwiegend Slawen. Die ersten Neusiedler im Berliner Gebiet waren deutsche – wir würden heute sagen »westdeutsche« – Kaufleute und vielleicht auch Niederländer, die an einem günstigen

Spreeübergang zwei Sandinseln befestigten, hier eine Niederlassung begründeten und hofften, ihren Vorteil aus dem beabsichtigten Handel mit dem Osten und dem Norden zu ziehen. Die Siedlung auf der einen Insel nannten sie in Erinnerung an die rheinische Heimat »Cölln«, die andere behielt ihren slawischen Flurnamen »Berlin« (d. h. »sumpfige Stelle«).

Von Beginn an interessierten sich fremde Herrscher für dieses neue Handels-Zentrum in der Mark Brandenburg: Zuerst die Wettiner aus Obersachsen, die Erzbischöfe von Magdeburg und die Askanier aus dem Harzvorland. Die stellten dann das erste Herrscherhaus und regierten bis 1319. Es folgten die Wittelsbacher aus Bayern von 1323 bis 1373, die Luxemburger (damals in Prag) von 1373 bis 1411 und die Hohenzollern (aus Schwaben und Nürnberg) von 1411 bis 1918. Einheimische Adlige brachten es höchstens bis zum Raubritter oder – später – zu Ministerposten und Generalspatenten. Berlin erlebte den Wechsel eines Herrscherhauses immer als den Einzug einer fremden Macht. Auch hiermit hat es zu tun, daß der Sprachwitz des Berlinischen aus einer grundsätzlich kritischen Haltung erwächst. Doch der Berliner hat es gelernt, die Reaktionen auf seine unverblühten Bemerkungen hinzunehmen oder sogar verhalten zu genießen: »Keena kann mia leiden, ick bin aba ooch danach«.

Das Bewußtsein, nicht selbstbestimmt, sondern fremdbestimmt zu leben, ist der Mehrheit der Berliner auch nach der Abdankung der Hohenzollern und nach 1933 bewahrt geblieben, den Ostberlinern auch noch nach 1945. Aber selbst den Westberlinern ist es nicht fremd, und wir haben heute wohl dafür zu sorgen, daß es nicht erneut unnötig genährt wird.

Entwicklung einer Stadtsprache

Im 15. Jahrhundert waren es etwa 400 Franken, die als Regierungsmannschaft und Schutzwehr der Hohenzollern den Marsch nach Berlin antraten. Die Berliner wehrten sich damals gegen die ihnen zugedachte Rolle, als Residenz zu fungieren, und zerstörten in einem Aufstand, dem »Berliner Unwillen« von 1448, die Schloßbaustelle.

Aber die Franken bildeten den Verwaltungsapparat der Hohenzollern. Wer mit ihnen zu tun hatte, tat gut daran, hochdeutsch zu sprechen, so gut er konnte. Schon im 15. Jahrhundert begann die Oberschicht des niederdeutschen Berlins die Sprache seiner neuen Herren zu lernen. 1504 stellte sich die städtische Kanzlei auf den Gebrauch des Hochdeutschen um.

Dabei müssen wir bedenken: Das Niederdeutsche des 15. Jahrhunderts war kein Dialekt, sondern die Standardsprache des Nordens und die Handelssprache des hansischen Ostseeraums. Der Bruch der Stadt mit der eigenen sprachlichen Tradition fiel zusammen mit dem Ausscheiden aus der Hanse und einer gewissen Umorientierung auch der Handelsbeziehungen nach dem Westen und dem Süden.

Die sprachliche Umstellung Berlins, die wichtig wurde für die weitgehende Durchsetzung des mitteldeutsch/hochdeutschen Vokal- und Konsonantensystems an der ganzen südlichen Kante des Niederdeutschen zwischen Berlin und Halle, bedeutete nicht einfach – wie man früher meinte – eine Übernahme des Obersächsischen. Im Gegenteil. Dieses ehemals niederdeutsche Übergangsgebiet sprach sein neu erworbenes Hochdeutsch nach niederdeutschen phonologischen Regeln, stimmhafte und stimmlose Konsonanten wurden sorgfältig unterschieden, einige niederdeutsche Merkmale wurden beibehalten. Schon der große, aus Mannheim stammende Sprachpsychologe Wilhelm Wundt wußte, »daß das individuelle Sprachorgan die Laute einer fremden Sprache in ihrem Lautwerte zu verändern pflegt« (W. Wundt, Völkerpsychologie, Bd. 1.1, Leipzig ³1911, S. 388).

Es dauerte bis in das späte 18. Jahrhundert, ehe sich aus dem Konflikt niederdeutscher und mitteldeutsch/hochdeutscher phonologischer und grammatischer Regeln ein eigener, relativ stabiler berlinischer Sprachtypus herausgebildet hatte, ein Sprachtypus, dessen Abweichungen vom damals vorbildlichen Meißner Deutsch dem Berliner nun als Sprachfehler angekreidet wurden, als ob das Berliner Gebiet nicht das gleiche Recht auf seine regionale Sprachvariante gehabt hätte, wie jede andere Sprachlandschaft auch. Im Gegenzug wandte sich das Sprachbewußtsein Berlins auch nach der Ablösung aus dem Niederdeutschen und der Stabilisierung eines eigenen berlinischen Sprachtypus schon früh gegen seine neuen ostmitteldeut-

Berlin als Zuwandererstadt

schen Sprachverwandten. Johann Erich Biester (1749–1816), Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift und Mitglied der Berliner Akademie, formulierte das recht brutal so: »Ich habe noch nie einen vernünftigen Menschen gekannt, der sich gewünscht hätte, vollkommen wie ein Obersachse zu sprechen« (Berlinische Monatsschrift. Hrsg. von P. Weber. Leipzig 1886, S. 17). Da aber dem Berliner alles vom Erzgebirge bis dicht an sein südliches Umland sächsisch klingt, trifft seine Ablehnung recht pauschal die Sprachmelodien der Nachbarn aus der Lausitz, Dresden, Leipzig, Halle, dem Vogtland oder Thüringen und dem südlichen Anhalt.

Seit dem späten 18. Jahrhundert ist der neue Typus des Berlinischen in Texten faßbar. Er galt damals für alle Schichten der Bevölkerung, auch für den preußischen Hof, dessen Angehörige zwar recht gut Französisch, aber nur recht schlecht Hochdeutsch sprachen. Berlinern konnten sie, das war die Normalsprache des Alltags in der Stadt und auch am Hof bis zu Friedrich Wilhelm IV. Ich zitiere, um einen Eindruck vom Sprachzustand der preußischen Hauptstadt um 1800 zu vermitteln, ein Potpourri aus den Liebesbriefen des preußischen Prinzen Louis Ferdinand (1772–1806), des intelligenten und künstlerisch begabten Lieblings der Berliner Salons, an seine Freundin Pauline Wiesel:

»Liebe Pauline, laß mir einen Augenblick bey dir kommen ... gewiß wird es mir gelingen, dir liebe süße Freundin mit dich selbst und dem Glücke zu versöhnen / nur du kannst mich von dich trennen / O Pauline, gewiß du wärest glücklich durch mir gewesen / wirklich – / Erwinnere mich bald ... an dieser Episode in meinem Brief / Du wirst mich gewiß ... am Glück gewöhnen / das Aufstehen – und die Morgens mögen wohl schön seyn, in dessen sich an deiner seite zu schmiegen ..., o das ist schöner noch / Alles Liebe ich an dich / die Natur legte alles in dir / Alles üble kanst du nur aus mein innerstes vertreiben – / Betrachte ihm als einen Kranken / seine ewigen confidencen gegen dir sind mich zuwider / Liebe Freundin, wie oft denke ich an dem Augenblick, der uns vereinen wird, meine Phantasie mahlt ihm stets mit neuen Farben aus. / der Gedanke an dich ... müscht sich allem / nichts mögte ich anders wissen / Du Liebe Unnatige Pauline« (Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel. Hrsg. v. A. Büchner. Leipzig 1865, S. 56–77).

Die wichtigsten Differenzpunkte des Berlinischen gegenüber dem Hochdeutschen hat der Berliner übrigens immer wieder reflektiert. Ich erinnere an den bekannten Merkvers:

»Icke, dette, kieke ma,
Oogen, Flesch u Beene.
Die Berliner allzumal
sprechen jar zu scheene.«

Und in einem Lied Adolf Glaßbrenners vom Anfang des vorigen Jahrhunderts heißt es in hochdeutsch-berlinischem Mischtext zum Dativ/Akkusativproblem, der niederdeutschen Erbsünde des Berlinischen:

»Irr' ick mir nich, hast du, wie's scheint,
janz dicke Oogen dir jeweint.
Das kann doch nich so jehen!
Komm her, mein Kind, setz dir bei mir,
Dir stehn zu sehn, det jammert mir
Dir schwächt det lange Stehen

Spricht sie nun: »Ja, ick liebe dich!
Liebst du mir aber – oder mich?«
Dann wird er also sagen:
Ick liebe dir, ick liebe dich,
Wie't richtig is, det weeb ick nich,
Doch kloppt mein Herz so schnelle!
Ick lieb' dir uffn dritten Fall,
Ick lieb' dich uffn vierten Fall,
Ick lieb' uff alle Fälle«

(Siehste woll, da kimmt er. Berlin 1987, S. 11; Verse umgestellt.)

Die Schwierigkeiten der Unterscheidung von Dativ und Akkusativ werden im Berlinischen dadurch besonders kompliziert, daß für das Personalpronomen andere Regeln gelten als für das Substantiv. Beim Personalpronomen bevorzugt der Berliner als Einheitskasus die Dativformen: »er liebt ihr« und »er kennt ihm schon«. Beim Substantiv bevorzugt er dagegen den Akkusativ: er fährt »mit die Bahn nach die Stadt« und »jibt den Lehrer einen Ssettel von seinen Vata«.

Eine der wichtigsten Rahmenbedingungen für die Entwicklung einer berlinischen Stadtsprache aus sehr unterschiedlichen Quellen war die preußische Bevölkerungspolitik, die sich in den früher so wichtigen Konfessionsfragen als eine dezidierte Toleranzpolitik verstand.

Der erste preußische König, Friedrich I., versuchte seit 1703, sein Sohn, Friedrich Wilhelm I., noch energischer seit 1719, die Neutralisierung des Gegensatzes zwischen dem – seit 1613 – reformierten Bekenntnis der Hohenzollern und dem lutherischen der Stadt und des Landes zu erreichen, vergeblich. Friedrich II. (der Große) verzichtete auf jede Nötigung und ließ seine Untertanen nach ihrer Façon selig werden. Erst 1817, zum 300. Jahrestag der Reformation, erreichte Friedrich Wilhelm III. den äußerlichen Zusammenschluß der Lutheraner und der Reformierten in der sogenannten Kirche der Union, immer noch unter heftigen Protesten.

Die Erfahrung, daß der Grundsatz des Westfälischen Friedens von 1648 »Cuius regio – eius religio« in Berlin und Brandenburg auch mit obrigkeitlichem Nachdruck nicht durchsetzbar war, weil die Berliner und Brandenburger sich weigerten, die Konfession ihres Herrschers zu teilen, wurde zur Grundlage der preußischen Toleranzpolitik des 17. und 18. Jahrhunderts. Wirtschaftliche Interessen der Regierung und staatsrechtliche Überzeugungen kamen hinzu. Natürlich entsprach die sehr weitgehende Öffnung Preußens für Glaubensasylanten nicht immer der Stimmungslage der Bevölkerung. Aber auf längere Sicht zeigte sich die Berliner Stadtbevölkerung, die seit dem 18. Jahrhundert in jeder Generation mehrheitlich aus Zugezogenen bestand, nicht xenophob, sondern fremdenfreundlich. Berlin war kein Einwanderungsland, aber eine Zuwandererstadt, und das Berlinische, ein mixtum compositum aus niederdeutschen, mitteldeutschen, französischen, jiddischen und auch slawischen Elementen, wurde durch diese Bevölkerungspolitik entscheidend geprägt. Berlin öffnete sich im 17. und 18. Jahrhundert für reformierte Schweizer, Wiener, Juden, französische Hugenotten, Salzburger Protestanten, Pfälzer und Württemberger Kolonisten, sächsische und böhmische Spinner, Weber und Bauarbeiter.

Entscheidend für die neuere Stadt- und Sprachgeschichte Berlins wurde der individuelle Zuzug zuerst Tausender, dann Zehntausender und Hunderttausender deutscher und polnischer Arbeitssuchender aus Brandenburg und den preußischen Provinzen vor allem des Ostens (Schlesien, Posen, Pommern, West- und Ostpreußen) im 19. Jahrhundert. Das Ergebnis dieser Entwicklung – und damit der Rahmen für die geforderte sprachliche Integrationsleistung – sah so aus:

Um 1400 hatte Berlin 8500 Einwohner, um 1500 waren es 10000, um 1600 15000 – eine stetige langsame Zunahme, die bis zum Dreißigjährigen Krieg andauerte. Nach den Zerstörungen des Krieges gab es bis 1700 eine Verdoppelung auf ca. 30000. Nun erst begann die dramatische Steigerung der Einwohnerzahl auf 150000 um 1800, knapp 2 Millionen um 1900 und ca. 4 Millionen um 1925. Natürlich trugen die Eingemeindungen der Nachbarorte wesentlich hierzu bei, aber der Bevölkerungsreichtum der hinzugewonnenen Nachbarorte Charlottenburg, Rixdorf, Schöneberg, Zehlendorf usw. war ja längst Ausdruck der Zugehörigkeit zum Berliner Ballungsgebiet gewesen.

Wer diese Entwicklung seit dem späten 17. Jahrhundert rückschauend normal findet, muß bedenken, daß auch in früheren Jahrhunderten die Aufgaben der Baulanderschließung, des Straßen- und Wohnungsbaus, der Versorgung mit Wasser, Lebensmitteln, Brennstoffen, der Abfallentsorgung, der ärztlichen Versorgung, der Schaffung von Schulen, Kirchen, Friedhöfen, der Gewährleistung der öffentlichen Ordnung, der Schaffung von Arbeitsmöglichkeiten und eben der sprachlichen Integration der Neubürger erst einmal gelöst werden mußten. Der Landesherr hatte diese Entwicklung zwar initiiert, aber er suchte doch in erster Linie den Vorteil des Landes; das Tragen der Lasten überließ er der Kommune.

Natürlich haben die »echten« Bewohner Berlins die ausufernde Entwicklung der Stadt oft auch mit Sorge betrachtet, aber den »echten« Berliner gab es ja schon lange kaum noch. Und der »typische« Berliner ist eben seit dem 18. Jahrhundert kein Eingeborener, sondern ein Zugereister. Der zugereiste Niedersachse Wilhelm Raabe hat 1884 versucht, das auf Berlinisch auszudrücken – in der resignierenden Ansprache eines Vaters an seinen Sohn:

»Det is nu Berlin, mein Sohn. ... Ick ... heiße dir ... zu seine Verjöröberung ... willkommen; ... Sind wir Richtigen, Injebornen eenmal uf den Aussterbeetat jesetzt, na so müssen wir et uns eben jefallen lassen, wie die Mohikaner, die richtigen Athenienser und ähnliche Klassiker ... sich et ooch haben passieren lassen müssen: Richtig, die ganze Pferdebahn voll Dresdener, Leipziger, Linksmainer, Bremer, Hamburger und det übrige Krethi und Plethi! An seine eigene Muttersprache wird man von Tach zu Tach mehr irre in det unj Glückselige Weltneß!« (Villa Schönow, zit. nach Frank Thonicke, Berlinern verboten? Berlin 1978, S. 56f.).

Wie verloren sich knapp 100 Jahre später auch viele Ostberliner in der eigenen Stadt fühlten und wie sich ihre Xenophobie damals vorzugsweise auf ihre entfernter wohnenden Mitbürger aus der DDR richtete, zeigt ein harmloses Liedchen von Gisela Steineckert (*»Hätt ick man lieber«*):

*»Da war der erste. Uffn Hof jeschmust
hab ick mit ihm. Dicht bei de Teppichstange.
Ick war erst zwölwe. Und es hielt nich lange.
Denn hatta mit Beate rumjesust.
Er war aus Dessau, sowat is ehm nischt –
hätt ick man lieber erst een aus Berlin erwischt. ...
Solang ick liebe, immer stellt sich raus,
er kommt aus Halle, oder's tut ihm leid,
is fast Berliner, aber aus Port Said.
Wo sind die Bengels aus mein Nebenhaus?
Nu hat mich eener janz und jar erwischt –
Der stammt aus Potsdam – also wieder nischt.«*
(Christel Popki/Helmuth Hinnergk (Hrsg.), 66 kesse Lieder. Berlin 1979, S. 115)

Zum Schluß ein paar Worte über die letzten Jahrzehnte und die gegenwärtige Situation. In den Jahren des Nationalsozialismus erlitt Berlin einen wesentlichen Bevölkerungsverlust. Von den über 160 000 Berliner Juden des Jahres 1933 überlebten die Jahre der Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung in der Stadt, versteckt durch deutsche Freunde und Nachbarn oder durch sogenannte »Mischehen« geschützt, etwa 5000; 55 000 Berliner Juden wurden in den Konzentrationslagern umgebracht (Juden in Preußen. 4. Aufl. Berlin 1983, S. 398; Juden in Berlin 1671–1945, S. 323 und 328). Unter den Opfern war auch Agathe Lasch, die Begründerin der modernen Erforschung des Berlinischen.

Nach 1945 war Berlin erstes Ziel vieler Hunderttausender Flüchtlinge und Vertriebenen vor allem aus den deutschen Ostgebieten und begann langsam wieder zu wachsen, mit neuen sprachlichen Integrationsaufgaben. Daß Berlin heute – wie in den zwanziger Jahren – rund vier Millionen Einwohner hat, verdankt es den neuen Zuwandererströmen. Die Zuwandererfrage hat sich in dieser Zeit, wie schon im 17. und 18. Jahrhundert für Hugenotten und Böhmen, internationalisiert. Die seit dem späten 17. Jahrhundert eingeübte Integrationsfähigkeit der Stadt und des Berlinischen bewährt sich nun trotz neuer Probleme an Neubürgern aus der ganzen Welt. Nach den Zahlen des Statistischen Landesamtes Berlin vom 31. 12. 1990 lebten zu diesem Zeitpunkt in Berlin rund 330 000 Ausländer. Davon in Ostberlin nur 21 000. Allein für Westberlin waren es 244 593 Europäer, 35 571 Asiaten, 12 304 Amerikaner und 8622 Afrikaner.

Nach ihrer Nationalität bildeten die größeren Gruppen (ich nenne nur die Zahlen über 5000): mehr als 6000 Franzosen (so viele wie schon um das Jahr 1700), 6000 Iraner, 6000 Libanesen, aber auch 6000 Österreicher, 7000 Briten, 8000 Italiener, 8000 US-Amerikaner, 9000 Griechen, 10 000 Staatenlose, 19 000 Polen, 34 000 (damals noch) Jugoslawen und 133 000 Türken.

Einen der Hauptunterschiede zwischen dem heutigen Ost- und Westberlin bildete die geringere Erfahrung des engen Zusammenlebens von Deutschen und Ausländern bis hinein in die Fragen des sprachlichen Umgangs miteinander im Osten der Stadt. So wie die seit dem 17. Jahrhundert kaum unterbrochene Zuwanderung den Berliner und das Berlinische von gestern und heute wesentlich geformt hat, wird die Lösung der heutigen Integrationsaufgaben den Berliner und das Berlinische von morgen formen.

In Berlin integrierte Ausländer lernen in der Mehrzahl keine abstrakte überregionale Hochsprache, sondern das authentische Deutsch ihrer Umgebung. Die Akademien des Berlinischen sind heute die Straße, die Werkbank, der Kindergarten, aber auch das Pausengespräch in der Grundschule und der Berufsschule. Abhängig vom Sozialstatus seiner Integrationsebene erlernt der Neuankömmling zunächst ein reduziertes Hochdeutsch mit starken oder sogar dominierenden Anteilen berlinischer Umgangssprache. Dieses heutige Berlinisch hat zwar immer noch einige niederdeutsche Eigenheiten beibehalten, im ganzen stellt es sich aber dar als eine mitteldeutsche, weit über das Stadtgebiet hinausgreifende, recht expansive Umgangssprache.

Differenziertheit statt Uniformität

Die deutsche Einheitssprache ist ein schönes Ideal. Die einheitliche Schriftsprache ist gewiß ein kostbares Gut. Die Differenziertheit der in Deutschland gesprochenen Alltagssprachen und eben auch der regionalen Varianten der sogenannten Standardsprache ist jedoch eine Tatsache, die auch Sprachwissenschaftler und Germanisten immer wieder überrascht. Die Einsicht in die regionalen Bindungen der gesprochenen Alltagssprachen Deutschlands sollte uns endlich zur Toleranz gegenüber Abweichungen der Sprache des Nachbarn von unserer eigenen Sprachpraxis mahnen. Der Respekt vor dem Unterschied ist allemal wichtiger als die Freude an der Uniformität. In der Sicht vieler Sprecher regional gebundener Varianten des Hochdeutschen steht gerade das bildungssprachlich disziplinierte Hochdeutsch in der Gefahr der Leblosgkeit und Sterilität. Dem Hochdeutschen setzt man deshalb im Norden und im Süden auch heute noch mehr oder weniger ernsthaft und mit unterschiedlichem Erfolg die Gemütswerte des Dialekts entgegen. Man sollte auch das Berlinische nicht auf die aggressive »Berliner Schnauze« reduzieren. Das feste Beharren auf den regional entwickelten Ausdrucksmöglichkeiten spielt eine wichtige Rolle bei der Begründung eines städtischen Gruppenbewußtseins und im Abwehrritus z. B. gegen das allgemeine Verwaltungsdeutsch, denn »in so'ne Sprache kamma doch keen'n vanünftigen Jedanken ausdrückn.«

Seit der Wiedervereinigung Ost- und Westberlins ist das Berlinisch auch in Westberlin wieder salonfähig geworden. Die Ausdrucksformen des Berlinischen werden gebraucht werden, wenn es gelingen soll, ein gesamtberliner Zusammengehörigkeitsgefühl herzustellen oder zu erneuern. Leider fehlt uns eine überregionale Umgangssprache, die einer ähnlichen Leistung für das größere Vaterland fähig wäre. Aber neugierig dürfen wir darauf sein, wann Berlin und das Berlinische nun auch die rheinische Beamtenschaft in »Neukölln« an der Spree sprachlich integrieren werden.

Anmerkung

* Vortrag im Institut für deutsche Sprache, Mannheim, anläßlich der Einweihung des neuen Hauses, 31. 10. 1992.

Literaturhinweis

J. Schildt/H. Schmidt (Hrsg.) (1992): Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt. Mit einem Wörterverzeichnis. Berlin: Akademie Verlag.

Der Autor ist Leiter der neuen Abteilung »Historische Lexikologie und Lexikographie« am Institut für deutsche Sprache.